

Kritiken Einfluß auf Angelegenheiten zu nehmen, die die Gesellschaft als ganze betreffen. Tatsächlich haben viele neue soziale Bewegungen — der Feminismus und die Schwulenbewegung

sind zwei der nächstliegenden — für viele ihrer Anhänger eine der Religion vergleichbare Funktion übernommen. All dies ist, oder sollte von Vorteil für Journalisten im Bereich Religion sein.

<sup>1</sup> Der Titel im englischen Original lautet «Religion Observed». «To observe» kann im Deutschen sowohl halten, befolgen als auch beobachten bedeuten. Es ist zu vermuten, daß der Autor diese Doppelbedeutung bewußt eingesetzt hat (Anm. d. Übers.).

<sup>2</sup> Zu Institutionen als Verhaltensmuster vgl.: R.N. Bellah/R. Madsen/W.M. Sullivan/A. Swidler/St.M. Tipton, *The Good Society* (New York 1991).

<sup>3</sup> Zum Gedanken des handwerklichen Bewußtseins vgl.: J. Bensman/R. Lilienfeld, *Craft and Consciousness. Occupational Technique and the Development of World Images* (New York 1973).

<sup>4</sup> Zum Begriff der «Civil Religion» vgl. R. Schieder, *Ci-*

vil Religion. Die religiöse Dimension der politischen Kultur, Gütersloh 1987 (Anm. d. Übers.).

Aus dem Engl. übersetzt von Wolf-Elmar Schmidt M.A.

#### KENNETH L. WOODWARD

längjähriger Autor des «Newsweek Magazine» (USA), für das er auch seit 1964 als Redakteur der Sektion Religion arbeitete. Er schrieb außerdem Artikel, Essays und Kritiken für «The New York Times», «Commonweal», «America», «Geo» und andere Publikationen. Auf deutsch erschien von ihm: *Die Helfer Gottes. Wie die katholische Kirche ihre Heiligen macht* (München 1991). Anschrift: «Newsweek», 444 Madison Avenue, New York, NY 10022, USA.

Arnd Henze

### «Junge, komm runter von der Kanzel!»

Erfahrungen als Theologe im  
politisch-säkularen Journalismus

Ich soll in einer Fallstudie darüber nachdenken, wie sich christliche Werte in einem säkularen Medium «verkörpern» lassen. Um es gleich zu sagen: Mir klingt diese Fragestellung zu statisch, zu sehr nach Einbahnstraße: als ginge es nur darum, fertige ethische Maßstäbe gradlinig «anzuwenden». Dabei interessiert mich gerade das Wechselspiel zwischen Glaubens- und Lebenswelt, reizt mich das Säkulare als Herausforderung. Denn es ist die «profane» Welt in ihrer Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit, mit der

es der Journalismus zu tun hat und die der Glaube oft nur gegen allen Augenschein als «Gottes gute Schöpfung» wahrnimmt.

Weil ich hier persönliche Erfahrungen reflektieren soll, werde ich mich zunächst an einigen biographischen Stationen entlanghangeln, um dann mein Verständnis von journalistischer Arbeit auf die drei zentralen sozioethischen Themen «Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung» zu beziehen.

Meine ersten journalistischen Gehversuche reichen zurück in die Schulzeit. Begonnen habe ich bei einer Lokalzeitung, dann — mit 17 Jahren — bei einer populären Jugendsendung im Radio. Es war eine Phase des Ausprobierens — nicht nur, was den Umgang mit Themen und Formen angeht. Als 18-jähriger für eine Sendung mit Millionenpublikum zu arbeiten, konfrontierte mich früh mit einer besonderen Gefährdung des Berufs: der Eitelkeit. Mit der öffentlichen Rolle produktiv umzugehen, halte ich bis heute für eine der größten Herausforderungen für Journalisten (ein Problem, das in begrenzter Form übrigens auch für Pfarrer gilt). Stand am Anfang vor allem der Spaß an der Reporter- und Moderatortätigkeit im Vordergrund, gewann die Arbeit an Profil, als ich meinen Zivildienst als Kriegsdienstverweigerer in einem Drogenbe-

ratungszentrum absolvierte. Die Konfrontation mit der Verzweiflung von suchtkranken Jugendlichen, mit Arbeits- und Obdachlosigkeit, mit den trostlosen Zuständen in Gefängnissen und Psychiatrien — all das veränderte meine bildungsbürgerlich geprägte Wahrnehmung von Wirklichkeit und damit auch meine journalistischen Schwerpunkte. Es ist kein Zufall, daß sich zur selben Zeit, in der meine Reportagen engagierter und parteilicher wurden, auch der Entschluß zum Theologiestudium herausbildete. Von der «vorrangigen Option für die Armen» hatte ich damals noch nichts gehört, aber die darin ausgedrückte Parteinahme prägte sowohl meine journalistische Arbeitsweise als auch mein Interesse am Pfarrerberuf.

Nach dem Zivildienst arbeitete ich für knapp zwei Jahre hauptberuflich für die Friedensbewegung in Deutschland. Dazu gehörte die Vorbereitung großer Demonstrationen und Kampagnen gegen die Stationierung neuer Atomraketen in Europa. In dieser Zeit erfuhren wir täglich die Ambivalenz der Medien: Einerseits waren wir auf eine umfassende Berichterstattung über unsere Argumente und Aktionen angewiesen, weil der öffentliche Diskurs zwangsläufig durch die Medien geprägt wird. Andererseits haben wir uns täglich über die Verzerrungen und Verfälschungen dieses Diskurses durch die Medien geärgert. Statt Inhalte und Argumente darzustellen, wurde vor großen Demonstrationen fast nur über mögliche Krawalle spekuliert — und wenn dann alles friedlich blieb, wurde das Ereignis regelmäßig zum unpolitischen Folklorefest verniedlicht. Viele Freunde in sozialen Bewegungen haben daraus den Schluß gezogen, die Medien pauschal als «feindlich», als obrigkeitshörig und korrupt abzulehnen. Ich bin demgegenüber immer noch davon überzeugt, daß die Verzerrung der Wirklichkeit nicht Wesensmerkmal des Journalismus ist, sondern dessen Perversion. Heute weiß ich aus eigener Erfahrung, daß die Grenze zwischen seriösem und pervertiertem Journalismus nicht einfach zwischen verschiedenen Medien und Kollegen liegt, sondern in den täglichen Entscheidungen neu gezogen und verantwortet werden muß. Theologisch gesagt: Hier geht es um die tägliche Erfahrung von Schuld, die in unserem Beruf besonders verheerende Folgen haben kann.

Während des Studiums habe ich lange zwischen den Berufszielen Pfarrer und Journalist

geschwankt. Daß ich mich am Ende für den Medienberuf entschieden habe, hat neben vielen Zufällen vor allem einen Grund, der auf den ersten Blick überraschen mag: Ich war und bin überzeugt, daß es in der «säkularen» Arbeitswelt freier, ehrlicher und menschlicher zugeht als in der Kirche. Die beiden großen Kirchen sind in Deutschland der zweitgrößte Arbeitgeber nach dem Staat. Aber statt in den internen Strukturen ein Vorbild an Mitbestimmung, Reformfähigkeit und Konfliktbewältigung zu geben, verlangen die Institutionen eine Loyalität, die sich ausschließlich auf Hierarchie und Bürokratie stützt. Die Freiheit der Kinder Gottes findet am kirchlichen Arbeitsrecht ihre Grenze. Das ist in der katholischen Kirche offensichtlich, in der evangelischen subtiler, aber nicht weniger wirkungsvoll. In Ermangelung einer christlichen Streitkultur wird das kirchliche Harmoniebedürfnis zur Disziplinierungsknute, die wenig Raum für Querdenker und unkonventionelles Engagement läßt.

Da die Hierarchie Konflikte aber automatisch als Machtfrage versteht, endet ihre Disziplinierungsgewalt auch bei den Hauptamtlichen. Deshalb genieße ich heute die Freiheit, als ehrenamtlicher Mitarbeiter zur Kirche zu gehören.

Im Vergleich zur kirchlichen Arbeitswelt hat jeder «säkulare» Arbeitsplatz den Vorteil, daß dort Konflikte nicht mit einer frommen Harmonie-Ideologie vernebelt werden. Zumindest dem Anspruch nach basieren Arbeitsrecht und Kompetenzverteilung auf der Einsicht, daß unterschiedliche Interessen ausgeglichen werden müssen. Ich erwarte von meinem Arbeitgeber nicht mehr als einigermaßen faire Spielregeln, die den Freiraum für eine unabhängige journalistische Arbeit sichern. Und meine Vorgesetzten erwarten nicht, daß ich den Westdeutschen Rundfunk liebe, sondern daß ich meinen Job einigermaßen engagiert erledige. Diese säkulare Nüchternheit läßt ungleich mehr Freiraum und erweist sich in der Praxis als viel humaner als der patriarchalisch geprägte Loyalitätsanspruch der kirchlichen Hierarchie.

Das gilt auch für den Unterschied zwischen einem öffentlich-rechtlichen Sender und kirchlichen Medien. Natürlich wird auf unseren Sender massiver Druck von politischen Parteien und Lobbyisten ausgeübt — und allzuoft wird diesem Druck im Alltag nachgegeben. Aber das Grundrecht der Pressefreiheit liefert das imma-

nente Kriterium, politischer Einflußnahme und Zensurversuchen zu widersprechen — und wo immer ein Redakteur den Mut hat, den Lobbyisten zu widerstehen, hat er alle Argumente auf seiner Seite. Diese Waffe fehlt in der kirchlichen Publizistik. Solange dort die Unabhängigkeit journalistischer Arbeit nicht einmal in der Theorie anerkannt wird, bleibt der einzelne Journalist dem Loyalitätsanspruch von Hierarchie und Bürokratie wehrlos ausgeliefert.

Nach dem theologischen Examen habe ich eine intensive journalistische Ausbildung bekommen und arbeite seit einem Jahr als Fernseh-Redakteur in der Auslandsredaktion beim Westdeutschen Rundfunk. Privat lebe ich zur Untermiete in einem Pfarrhaus, gehöre zum Presbyterium meiner Gemeinde und predige gelegentlich im Gottesdienst. Äußerlich hat sich alles optimal gefügt. Über das Verhältnis der beruflichen und ehrenamtlichen Lebensbereiche ist damit allerdings noch wenig gesagt.

Eine rigorose Trennung im Sinne einer mißverstandenen Zwei-Reiche-Lehre scheidet aus doppeltem Grunde aus: Sie verträgt sich weder mit der eigenen Lebensgeschichte, noch ist sie theologisch haltbar. Bei aller Bejahung der säkularen Struktur meiner Arbeit kann ich darin nicht fundamental anders existieren als am Sonntag in der Kirche. Genauso unsinnig erscheint mir aber auch der umgekehrte Versuch, die journalistische Arbeit einfach nur als Fortsetzung der kirchlichen Arbeit mit anderen Mitteln zu verstehen. Ich erinnere mich an einen Kommentarlehrgang zu Beginn meiner Ausbildung. Der Dozent (übrigens auch ein Theologe) traf gleich den Punkt: «Junge, komm runter von der Kanzel!» Das saß.

Weder Trennung noch Vermischung schaffen eine sinnvolle Beziehung zwischen dem eigenen Wertesystem und der beruflichen Praxis. Journalistische Ethik entwickelt sich aus dem täglichen Diskurs mit Kollegen, die aus unterschiedlichen religiösen, philosophischen und politischen Traditionen heraus Maßstäbe für einen verantwortlichen Umgang mit den Möglichkeiten und Gefahren des Mediums suchen. Daß dieser Diskurs zumindest in Teilen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens noch stattfindet, ist für mich der entscheidende Vorzug und Unterschied gegenüber den kommerziellen Sendern. Ich habe meinen kirchlichen Hintergrund im

Kollegenkreis übrigens nie verheimlichen müssen. Die kirchliche Tradition von Intoleranz, Dogmatismus und Inquisition mahnt freilich eher zur Bescheidenheit denn zum Hochmut.

Die Arbeitsbedingungen im Journalismus folgen fast immer dem Prinzip von «trial and error». Gelungenen Sendungen stehen mindestens ebenso viele mißlungene Programme gegenüber. Vor allem der zunehmende Aktualitätsdruck läßt uns allzuoft aktionistisch *reagieren*, wo wir bei besserer Vorbereitung eigene Akzente hätten setzen müssen. Neue technische Möglichkeiten und ein außer Kontrolle geratener Konkurrenzkampf mit kommerziellen Anbietern haben Schnelligkeit und Live-Präsenz zu einem Götzen werden lassen. Statt gründlich überprüfter Information wird die Live-Recherche auf dem Sender zunehmend zum Kennzeichen der Nachrichten. Bei keinem Ereignis der letzten Jahre hat unser Medium krasser versagt als bei der Berichterstattung über den Golfkrieg. Nicht aus Überzeugung, sondern aufgrund unprofessioneller Vorbereitung wurde (nicht nur) unser Programm zum beinahe willenlosen Instrument der Propaganda. Es fehlte das Hintergrundwissen über den Nahen Osten, es fehlten Kenntnisse über den Islam (der darum immer wieder zur Karikatur verzerrt wurde), es fehlte sicherheitspolitisches Fachwissen, um die Pseudoinformationen der Militärs kritisch analysieren zu können. Kritik geriet da schnell zur allgemeinen moralischen Empörung — einem untauglichen Mittel gegenüber dem propagandistischen Sog des Affirmativen, dem sich am Ende immer weniger Kollegen entziehen konnten. Das Erschrecken über das Versagen war hinterher groß. Ob wir daraus gelernt haben, wird sich zeigen.

Außer bei besonderen Krisen wie dem Golfkrieg oder dem Putsch in Moskau 1991 ist die außenpolitische Redaktion, in der ich arbeite, vorrangig für ausführliche Hintergrundberichterstattung und nur teilweise für tagesaktuelle Nachrichtenvermittlung zuständig. Das gibt uns sowohl bei der Themenfindung als auch bei der Umsetzung mehr Gestaltungsraum. Ich verstehe unsere Magazinsendungen und Reportagen als Ergänzung, wenn nicht sogar mitunter als Korrektiv zu den Einseitigkeiten, die aktuelle Nachrichtensendungen vermitteln. Bei den Schwerpunkten unseres Programms ergibt sich für mich oft eine große Nähe zu den The-

men des kirchlich-ökumenischen Diskurses «Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung».

### 1. Gerechtigkeit

Im innerkirchlichen Streit stehen sich eine hierarchisch-obrigkeitsfromme Tradition und die «vorrangige Option für die Armen» der Befreiungstheologie gegenüber. Im Journalismus gibt es vergleichbare Fronten: Hofberichterstattung auf der einen, kritische Reportage auf der anderen Seite. So wie sich der befreiungstheologische Ansatz auf die biblisch-urchristliche Tradition beruft, klagt das Beharren auf journalistischer Distanz zur Macht ein demokratisches Grundprinzip ein: Verfassungsgeschichtlich ging es immer um die Absicherung der Pressefreiheit in ihrer herrschaftskritischen Dimension. Die «vorrangige Option für die Armen» gewinnt für die journalistische Ethik vor allem dann Gewicht, wenn man Armut nicht nur ökonomisch, sondern im Sinne von Gustavo Gutiérrez als *Marginalisierung* versteht. Ich denke, unsere Berichterstattung ist dort am besten, wo sie das politische Handeln der Mächtigen an den Auswirkungen der Politik auf die jeweiligen Betroffenen mißt. Nicht die allgemeine Elendsberichterstattung, sondern die sensibel erzählte Reportage gibt den Opfern von Ungerechtigkeit und Unterdrückung ihre Würde und ihre Sprachfähigkeit im öffentlichen Raum wieder. Marginalisierung wird durchbrochen, wo nicht der besserwiserische Journalist, sondern die Menschen selbst mit ihrer unverwechselbaren Geschichte zu Wort kommen — und zwar in ihrer ganzen Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit. Im Theologiestudium hat uns Gustavo Gutiérrez eingeschärft, daß die «vorrangige Option für die Armen» nicht deshalb gilt, weil die Armen bessere Menschen sind, sondern weil sie arm sind. Sozialkitsch nützt niemandem.

Ein Dilemma allerdings ist unauflösbar: Die Nähe, die eine gute und eindringliche Reportage herstellen muß, bedeutet zugleich ein Eindringen in die Privatsphäre von Menschen. Und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen folgt die Arbeit mit einem Kamerateam zu einem nicht unerheblichen Teil ganz profanen technischen Notwendigkeiten. Wir bringen, ob wir es wollen oder nicht, Unruhe in ein

Haus oder eine Nachbarschaft. Zum anderen transportieren wir mit der Ausstrahlung des Filmes private Erfahrungen der Protagonisten in den öffentlichen Raum. Welche Folgen das für die Betroffenen hat, können wir nicht bis ins letzte voraussehen.

Dieses Dilemma ist unauflösbar. Wo die Grenze zwischen notwendiger Nähe und zynischem Voyeurismus zu ziehen ist, wann die Kamera abgeschaltet werden muß oder eine Aufnahme nicht gesendet werden darf, das kann jeder Reporter nur immer neu mit seinem Gewissen und im Gespräch mit Kollegen herausfinden. Die Gefahr des Irrtums wird er damit nie ausschließen können. Immerhin: Daß es im öffentlich-rechtlichen Fernsehen noch ein Wissen um diesen Konflikt gibt, unterscheidet uns fundamental von den kommerziellen Sendern, denen jedes Mittel recht ist, hohe Einschaltquoten zu bekommen.

### 2. Frieden

Ich bin, wie viele meiner Kollegen, Kriegsdienstverweigerer. Für mich gilt das ökumenische Bekenntnis: «Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein.» In unseren Sendungen haben Berichte aus Kriegsgebieten einen hohen Anteil. Ich kenne nur wenige Kollegen, die eine offene Sympathie für militärisches Gehabe oder gar für Waffengewalt haben. Das größere Problem ist die Gewöhnung. Seit dem Ende des Kalten Krieges flammen überall alte und neue Konflikte auf. Mit dem Krieg im früheren Jugoslawien hat die Gewalt auch Europa wieder grausam eingeholt. Wir können als Journalisten die Realität der Kriege nicht unterdrücken. Die ethische und handwerkliche Herausforderung liegt freilich gerade darin, der Gewöhnung an die Allgegenwart der Gewalt zu widerstehen. Ich denke, daß dies auf verschiedenen Ebenen möglich ist.

Es gibt Nachrichtenbilder, deren Informationswert und Aussagekraft gleich null ist. Trotzdem bekommen wir sie jeden Abend zu sehen: beliebig aneinandergeschnittene Aufnahmen von einschlagenden Granaten, brennenden Häusern, verkohlten Leichen, schreienden Frauen. Kein Zuschauer würde es merken, wenn man zu solchen Bildern aus Sarajewo eine Meldung aus dem Kaukasus verlesen würde — oder umgekehrt. Derart austauschbare Bildfetzen verstärken nur das Abstumpfen gegenüber der

Grausamkeit der Gewalt. Sie behindern das Verstehen der spezifischen Hintergründe und Ursachen jedes Krieges. Um der sachlichen Information und um der emotionalen Wirkung beim Betrachter willen halte ich eine quantitative Selbstbeschränkung in der Kriegsberichterstattung für dringend erforderlich.

Bilder von der Befreiung des Vernichtungslagers in Auschwitz haben mich und viele andere als Jugendliche furchtbar erschüttert. Das war vor fast zwanzig Jahren. Bilder von Massakern und anderen Grausamkeiten prallen heute nicht nur bei Jugendlichen weitgehend ab.

Auch die Bilder von weinenden Angehörigen haben ihre Ausdruckskraft beim Betrachter verloren. Damit steht die Aufgabe, Trauer und Leid jenseits stereotyper Metaphern zu vermitteln und Mitgefühl beim Zuschauer zu ermöglichen, vor einer völlig neuen Herausforderung. Ein Beispiel, wie so etwas aussehen könnte: In Sarajewo gibt es einen Cellisten, der seit einem Jahr jeden Tag an die Orte der Stadt geht, an denen kurz zuvor Menschen getötet wurden. Jeden Tag ein anderer Platz, jeden Tag andere Opfer, aber immer das gleiche stille Trauerlied: das Adagio von Albinoni. Ein ruhig und unsentimental erzähltes Portrait über diesen Cellisten würde mehr von der Unmenschlichkeit des Krieges vermitteln, als alle Schreckensberichte zusammen.

Wer den Fernseher einschaltet, bekommt zwangsläufig den Eindruck, Krieg und Gewalt seien die Normalität, Friede die Ausnahme. Diesem Trend müssen wir in unserer Programmplanung bewußt entgegenwirken. Die Erde als hoffnungsloses Jammertal zu verzeichnen, produziert nicht nur ein Zerrbild der Wirklichkeit, sondern belügt auch die Zuschauer um die überlebenswichtige Hoffnung, daß Friede eine reale Gestaltungsmöglichkeit in der Welt ist. Dies gilt um so mehr im Blick auf die Berichterstattung aus der sogenannten Dritten Welt, die in der öffentlichen Darstellung fast nur im Zusammenhang mit Krieg, Hunger und Chaos vorkommt. Mit ihrer einseitig negativen Themenauswahl verstärken die Medien ohnehin vorhandene Ängste und Abschottungswünsche der «Festung Europa» gegenüber dem Elend in der Welt. Am friedlichen Wiederaufbau Eritreas muß darum unsere Programmplanung mindestens ebenso viel Interesse zeigen wie am Bürgerkrieg in Somalia oder im Südsudan.

### 3. *Bewahrung der Schöpfung*

Die ökumenische Diskussion hat den Zusammenhang zwischen den globalen Umweltproblemen und der Ungerechtigkeit in der Weltwirtschaft herausgestellt. In den öffentlich-rechtlichen Programmen ist dieser Kontext nicht nur im Zusammenhang mit dem Umweltgipfel in Rio in vielen Sendungen anschaulich gemacht worden. Die Chance der Medien besteht darin, eine sinnlich erfahrbare Nähe zwischen geographisch weit auseinanderliegenden Ereignissen herzustellen. Ohne die Medien wäre die Reaktor-katastrophe von Tschernobyl bis heute weltweit verschwiegen worden — denn der Unfall stellt die Nutzung der Kernkraft weltweit in Frage. Ohne die Medien würden Chemiekonzerne es leichter haben, umweltzerstörende Produkte in der sogenannten Dritten Welt zu produzieren. Ohne die Medien würde die Zerstörung des Regenwaldes bis heute als regionales Problem in Südamerika oder Asien erscheinen. Zur Beschreibung der verheerenden Probleme haben die Medien entscheidend beigetragen.

Umweltberichterstattung darf nichts verharmlosen — aber den Weltuntergang dürfen wir auch nicht herbeireden. Wir müssen journalistische Formen finden, die dem umsichgreifenden Fatalismus entgegenreten und Hoffnung wecken können. Ich meine nicht den Idiotenoptimismus der kommerziellen Sender, die den Horrorstories über Elend und Gewalt die heile Welt der Seifenoperen entgegenstellen. Wir müssen Geschichten entdecken und erzählen, die zeigen, daß es lohnt und sogar Spaß macht, sich in die real existierende Welt mit ihren Problemen und Bedrohungen einzumischen. Es ist kein Zufall, daß gerade solche positiven Beispiele die größten Zuschauerreaktionen auslösen. Auf eine kürzlich ausgestrahlte Sendung über Energiesparen kamen viele tausend Anfragen nach praktischen Tips. Viele Pfarrer kennen die Schwierigkeit beim Predigen: Sie sollen Evangelium verkündigen, aber ihnen fallen nur Bilder für die Beschreibung der bedrückenden Wirklichkeit ein. Um überhaupt noch einen optimistischen Schlenker zu bekommen, flüchten sie sich in abstrakte Phrasen dogmatischer Christologie, bieten Steine statt Brot.

Da sitzen Pfarrer und Journalist im gleichen Boot: Beide müssen den Blick schärfen für die vielen tausend Hoffnungsgeschichten, die sich überall auf der Welt entdecken lassen.

ARND HENZE

geb. 1961; studierte ev. Theologie an den Universitäten Göttingen und Heidelberg sowie an der Graduate Theological Union in Berkeley, California. Weitere Studien beschäftigten sich mit außenpolitischen und sozialwissenschaftlichen Fragen. Er arbeitet als Fernsehredakteur in der Auslandsre-

daktion des «Westdeutschen Rundfunks», einem der größten öffentlich-rechtlichen Rundfunksender Europas. Arnd Henze ist Autor zahlreicher Sozialreportagen und Dokumentationen. Anschrift: Dellbrücker Mauspfad 361, 51069 Köln, BRD.